

Teil eines praktischen Meinens und Fühlens

Wahr-Nehmungen am Ende der Tagung

Alexander Dietz

1. Hinführung: Wahr-Nehmungen am Ende der Tagung

Das Schöne an Tagungsbeobachtungen ist, noch einmal zurückzublicken, grobe Bögen zu erspähen, Verbindungslinien zu suchen und Fragen zu benennen. Deswegen kurz gefragt: Was ist das Kondensat dieser Tagung? Und: Welche Fragen gibt die Tagung an die wissenschaftliche Öffentlichkeit weiter?

Zunächst bleibt eine Fülle an Wahrnehmungen zur sozialen Präsenz von Verstorbenen hängen. Zahlreiche Details aus unterschiedlichsten gesellschaftlichen Feldern wurden zusammengetragen und es ist eine Leistung dieser Tagung, überhaupt auf eine solche Fülle blicken zu können: Von Sterbebildern, über Bestattungsansprachen, Erzählungen im Familienkreis, persönliche Objekte, Posts in den sozialen Medien, durch AI erstellte, sich entwickelnde Biogramme bis zu Geistererzählungen und dezidiert theologischen Deutungen reicht der weite Bogen an Beobachtungen. Wie durch ein Weitwinkelobjektiv mit hoher Tiefenschärfe wurde auf die Breite des bleibenden sozialen Umgangs mit Toten fokussiert.

Zwei, mir im Nachgang der Tagung sich aufdrängende Problembereiche möchte ich an dieser Stelle kurz benennen, weil sie das ausgedehnte Tableau mit weiteren Tiefenbohrungen gut ergänzen würden: (1) Der ethisch herausfordernde Komplex von Tot- und Fehlgeburten – Fälle, in denen die soziale Präsenz als lebende Person die intrauterine Phase nicht überdauert. Hier von einer ›lebenden Person‹ zu sprechen, kennzeichnet bereits eine umstrittene normative Markierung.¹ (2) Der ebenso gesellschaftlich herausfordernde Komplex um Personen im hohen Alter, denen durch extrem eingeschränkte perzeptive Funktionen und begrenzte Mobilitäten eine soziale Teilhabe kaum mehr möglich ist. Der Fokus liegt hier zwar auf der sozialen Präsenz des Sterbens, trotzdem überlagern sich bei Angehörigen oft Erfahrungen von sich ausdehnendem Abschied und unwiederbringlichem Beziehungsverlust

1 Vgl. dazu Völkle, Laura: »Die Existenzweisen eines Fötus. Eine Einzelfallanalyse zu Prozessen der De/Personalisierung und De/Humanisierung bei Totgeborenen«, in: Zeitschrift für Soziologie 50 (2021), S. 114–130.

mit Erfahrungen der extremen Belastung durch die Pflege der Noch-Lebenden. Im Rahmen von Trauerbegleitungen bzw. in Trauergesprächen nach dem Tod sind mir solche Erfahrungsschilderungen in unterschiedlicher Vehemenz häufig begegnet.

Es ist das Besondere an Tagungen, dass sie die Wahrnehmung verändern und Praktiken in den Fokus rücken, die man vorher vielleicht nicht so intensiv wahrgenommen hätte oder an denen man beiläufig vorübergegangen wäre. Die Tagung hat in diesem Sinne interpersonale Verständigungsarbeit geleistet: Man kann nicht (mehr) einfach Praxisformatierungen übersehen, in denen eine soziale Präsenz oder eine soziale Wirksamkeit der Toten eine irgendwie geartete Rolle spielt, und sie als für den wissenschaftlichen Diskurs irrelevant markieren.

Im Anschluss an die Tagung sind mir die präsenten Toten in vielerlei Kontexten begegnet. Eindrücklich war mir eine Passage aus dem Roman »Wo die Geister tanzen« der deutsch-palästinischen Schriftstellerin Joana Osman. Es ist die Geschichte ihrer Familie als Flüchtlingsfamilie, die mittlerweile über den ganzen Globus verstreut ist. Am Ende des Romans schreibt das erzählende Ich:

»Vom Tode seines kleinen Bruders [Rashid] erfuhr [mein Vater] per Telegramm. Er sprach nie wieder darüber, und so wurde Rashid ein Geist, genauso wie Ismael [ein anderer tödlich verunglückter Bruder] einer geworden war, genauso wie das Baby Mohammad einer geworden war. Sie wurden zu Geistern, die in den Seelen der Überlebenden wohnen. Sie wohnen in den Pausen, die mitten in einem Gespräch entstehen, in der Stille, in der die Augen starr werden, in den Tränen, die hastig fortgewischt werden. Sie wohnen in den Albträumen der Überlebenden, aus denen sie in der Nacht hochschrecken, mit angespannten Gliedern und Panik im Herzen. Sie wohnen in den Erinnerungen, sichtbar für einen Augenblick in der Erzählung meines Onkels Mahmoud, der mit brüchiger Stimme erzählte und innehalten musste, wenn ihn die Gefühle überwältigten. Sie wohnen in der verneinenden Kopfbewegung meines Onkels Youssef, der nicht erzählen kann, der sagt, ich kann nicht, *too painful*. Sie wohnen in der Wut meines Onkels Ibrahim und im Wahnsinn, der schließlich meine Großmutter befallen hat, in den letzten Jahren ihres Leben. Sie wohnen in mir. Sie wohnen in diesen Seiten.«²

Osman bzw. das erzählende Ich beschreibt die Wunden, die der Tod von einzelnen Familienmitgliedern bei den Überlebenden auf der langen Odyssee nach der Flucht aus Palästina hinterlassen hat. Geprägt ist die Beschreibung einerseits durch bestimmte Geistervorstellungen islamischer Traditionen. Andererseits wird die soziale Präsenz der verstorbenen Familienmitglieder literarisch mit der Metapher »wohnen« gefasst. Dieses »Wohnen« zeigt sich in Verhaltensweisen der überlebenden Familienmitglieder bis in basale Alltagsroutinen hinein – sie wohnen im Nie-

2 Osman, Joana: Wo die Geister tanzen. Roman, München: Bertelsmann 2023, S. 184f.

wieder-Reden, in Gesten, in Tränen, in Bewegungen, in Träumen, in Panikattacken, in Gefühlen, in der brüchigen Stimme, im Wahnsinn – und wenn ich meine Lektüre als eindrücklich beschreibe, dann zählt wohl auch mein Bewegtsein zu diesen ›Wohnungen‹ der Toten. In dieser Metapher weitergesprochen: Bestimmte Verhaltensweisen sind die Wohnungen von Verstorbenen und zwar in dem Sinne, dass sie das Verhalten und das Tun einer ganzen Familie individuell wie kollektiv mit seiner emotionalen Vehemenz wirksam bestimmen – und zwar geradewegs durch ihre körperlichen und damit materiellen Vollzugsformen. Was aber ist dieses Wohnen für eine Tätigkeit? Ist es nur eine gelungene literarische Metapher? Aber für was? Von den Toten geht scheinbar etwas aus, was die Lebens-Praxis der Überlebenden bis tief in ihre Körper hinein bestimmt.

2. Linien der Tagung: Die Frage nach der Eigenbedeutsamkeit der Toten und ihre Angewiesenheit auf Kult-Praktiken

Sucht man nach den größeren Linien der Tagung, dann eint alle Beiträge, sich an genau diesem Problem abzuarbeiten, wie von toten Personen weiterhin eine *Bestimmtheit* in der sozialen Wirklichkeit der (Über-)Lebenden *ausgehen* kann. Die Verbalmetapher ›ausgehen‹ zeigt bereits an, dass hier eine *irgendwie* geartete Aktivität vorliegt, die nicht ursprünglich in der Verfügungsgewalt der (Über-)Lebenden liegt, die aber zugleich – und dieser Nachsatz ist entscheidend – die Praxis und damit das Verhalten und die Haltungen der (Über-)Lebenden *bestimmt*. Es verbindet alle Artikel, das nicht das Totsein der Toten das Problem ist, sondern eben ihr Modus des Eingebundenseins in personale Praxis.

Bestimmen – ganz und gar mit Stimme umgeben, festsetzen³ – weist darauf hin, dass es um Wirkungen geht, welche die (Über-)Lebenden in ihrer Lebenspraxis *irgendwie* beeinflussen und zwar sowohl positiv wie negativ. Insofern sind sie Teil von Verhaltensweisen und --routinen und damit Teil von körperlichen Bewegungsformen. Die Toten leben in Verhaltensweisen und ihrem Bezug auf Materialität, in denen ihre Präsenz *irgendwie gemeint* und *gefühl*t wird. Sie sind Teil eines praktischen Meinens und Fühlens. Das Adverb *irgendwie* deutet darauf hin, dass dieses *Bestimmen* in seiner Verwobenheit mit Meinungen, Gefühlen und mit Verhaltensweisen in seiner Eigentümlichkeit schwer zu greifen ist.

Im Folgenden möchte ich diesen Konnex von ›Ausgehen‹ und ›Bestimmen‹ fokussieren. Er soll mir als Heuristik dienen, die einzelnen Beiträge nebeneinander zu legen. Meine These ist, dass das ›Ausgehen‹ und damit gleichzeitig das ›Bestimmen‹ dasjenige Tun ist, das die Präsenz von Toten in sozialen Zusammenhängen

3 <https://www.dwds.de/wb/bestimmen> vom 11.02.2025.

ausmacht. Nun ist ›Ausgehen‹ die Metapher, die ich als meinen Zugriff auf die irgendwie geartete Tätigkeit gewählt habe. Im Folgenden möchte ich anhand einer Analyse der jeweiligen, in den Beiträgen gewählten Metaphern für diese Tätigkeiten die Beiträge systematisieren.

Im Beitrag von *Thorsten Benkel* wird es eindeutig ge-griffen: das ›Bestimmen‹ geht von den Subjekten bzw. deren psychischen Mechanismen aus: Die Toten sind ›tot‹, sie sind ›unbedingt passiv‹, sie ›fungieren als imaginäre Akteure‹. Was mit präsentischer Interaktion zu tun hat, ist ›parasoziale‹, ›subjektive Sichtweise auf diese Wirklichkeit‹, die getrennt ist von der ›empirischen Wirklichkeit‹. Verstorbene, die sich zurückmelden, sind eine psychisch unverarbeitete ›Altlast‹. Hier liegt eine Sichtweise auf zwei distinkte Welten vor: Es wird zwischen realer Welt und subjektiver bzw. imaginärer Welt getrennt. Das ›Ausgehen‹ und ›Bestimmen‹ ist in diesem Fall ein subjektives ›Zuschreiben‹ oder psychisches ›Eintragen‹ unbewältigter Trauerarbeit in Weltverhältnisse.

Blickt man auf die Beiträge des Bandes, dann wird deutlich, dass das *Bestimmen* notwendig von *Etwas* ausgeht, was nicht die Toten als Personen sind: Es geht aus von Dingen, vom Leichnam, von ihrer Lokalität im Grab, von Gerüchen, von Erinnerungsartefakten, von Erzählungen, von Bildern, von Avataren, oder von einer körperlich-mental Instanz wie dem Gewissen. Die Präsenz ist somit an Medien und insbesondere deren materielle Qualität gebunden – wobei die Tagung gezeigt hat, dass der Leichnam in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Konstellation mitunter hinter andere Erinnerungsstücke zurücktritt.

Für *Matthias Meitzler* ist es nun ein Sinnüberschuss, der an Medien wie Bildern oder Avataren klebt und der die Deutungspraxis von den Überlebenden anregt. ›Ausgehen‹ ist hier ein ›Anregen‹, das durch Medien generiert wird und durch das Rezipienten Projektionen, Deutungen, Zuschreibungen und dergleichen hervorbringen. Insofern sind KI generierte Biogramme und Avatare ähnliche – nur technisch aufwendigere, und damit sozial potenziell gefährlichere – Medien, wie sie alle analogen Artefakte vorher auch waren.

An dieser Stelle wird es interessant, stellt sich doch die Frage, ob die Medien in ihrer Materialität nun selbst das Subjekt des ›Ausgehens‹ sind oder ob *Etwas* von ihnen ausgeht, was die Medien nicht selbst sind? Oder anders gefragt: Was ist denn dieser Sinnüberschuss?

Ursula Roth ist an dieser Stelle bei ihrer Betrachtung von Sterbebildern eindeutig: ›Bilder setzen eine Dynamik aus sich heraus, die Raum und Zeit zu transzendieren sucht.‹ ›Ausgehen‹ ist ein ›Heraussetzen‹ einer Dynamik, deren Subjekt das Bild des Verstorbenen ist, also ein Artefakt. Die Dynamik ist selbst wiederum ein Tun, nämlich ein ›Suchen‹, das eben die Dichotomie zwischen bildnerischer Präsenz des Abgebildeten und seiner körperlichen Abwesenheit zu überschreiten sucht. Diese ›Suche‹, diese ›herausgesetzte Dynamik‹ des Überschreitens aber ist laut Roth ein ›Misslingen‹ und ›Enttäuschen‹ – weil der Blick des Porträtierten nicht responsiv

ist. Der leere Blick zwingt notwendig zur Neukonfiguration der Beziehung. An den Metaphern ›Enttäuschen‹ und ›Misslingen‹ wird deutlich, dass es sich hier um ein normativ hoch aufgeladenes Verständnis von Präsenz handelt: Präsenz ist fundamental an körperliches/interleibliches Interagieren gekoppelt. Bilder vergegenwärtigen und repräsentieren, aber sie präsentieren nichts: Nichts, was Feedback geben könnte. Das Abgebildete selbst ist unerreichbar jenseitig.

Nun ist das so notwendig nicht, wie Roth suggeriert. Zumindest mir fällt es schwer, diese Aussagen mehr als nur bedingt gelten zu lassen. Ein Bild meiner verstorbenen Oma kann mir ein Lächeln auf die Lippen zaubern oder mich in Nostalgie verwickeln, ohne dass mich das dann zugleich enttäuschen muss.

Jakob Kühn fokussiert demgegenüber auf Präsenz als eine raumgreifende Wirkung, die nicht an körperliche Gegenwart gebunden sein muss. So kann auch die erzählerisch entfaltete Vergegenwärtigung einer Person dazu führen, dass sich Präsenz einstellt. ›Ausgehen‹ ist ein ›Einstellen‹. Das Erzählen bzw. die Erzählzeit in ihrer Materialität ist Subjekt dieses ›Einstellens‹, wenn der Raum von der vergegenwärtigten Person ergriffen ist, unter anderem weil der Fokus der Aufmerksamkeit ganz auf ihrem Leben liegt und vielfältige Assoziationen bei den Rezipierenden geweckt werden bzw. sich eben ›einstellen‹. Hier leuchtet ein Aspekt auf, der bei *Kühn* eher implizit bleibt und auf der Tagung selbst kaum eine Rolle gespielt hat: Der Fokus der Aufmerksamkeit. Häufig ist es ja so, dass sich eine Erinnerung in den Vordergrund schiebt und dabei die Gedanken und die Aufmerksamkeit auch emotional fesselt. Dann steckt man ganz in einer erinnerten Szene, geht in ihr auf. Man ist dann mit dem Kopf nicht da, träumt, oder ist in Gedanken, wie man so sagt. Natürlich spielt sich das auch körperlich ab: ein Blickfokus auf die Umgebung fehlt, Reaktionen auf Ansprache sind gemindert. Deswegen sollte ein zweiter Aspekt mit berücksichtigt werden: Es handelt sich um einen multimedialen und multimodalen Vollzug. So mag beispielsweise der Geruch von Bratkartoffeln das materielle Medium sein, die Erinnerung an die Bratkartoffeln der verstorbenen Oma zu wecken. Im familiären Kreis kann es dann durchaus vorkommen, dass man anfängt zu erzählen, die Bratkartoffeln bekäme ja keiner so gut hin wie damals die Oma. Mit dem Wechsel des Mediums vom Geruch zum Erzählen kann so ein geteilter *flow* der Aufmerksamkeit und der Intensität entstehen, in dem die Oma dann wieder als präsent oder nah gespürt wird, wenn dann z.B. einer sagt, »Ach Oma!«, und sich alle im Arm liegen und das Lieblingslied singen. Aus dieser Perspektive wird ein Drittes deutlich: In der Form des In-Gedanken-Dabei-Seins unterscheidet sich die soziale Präsenz der Toten nicht wesentlich von anderen Formen des In-Gedanken-bei-Etwas-Seins, gerade was Verlusterfahrungen betrifft. Es sind dann graduelle Unterschiede, die mit der Intensität des In-Gedanken-Seins zu tun haben. Oder in anderen Worten: Präsenz und Absenz bilden eine bedeutungslogische Einheit, sie bestimmen sich aneinander und sind keine voneinander getrennten Größen.

Aus einer seelsorgerlichen Perspektive weist *Stefan Gärtner* auf diese Intensität hin, indem er *continuing bonds* thematisiert, die erfahrene Nähe von Verstorbenen. Die Person ist zwar gestorben, die Beziehung zu ihr aber nicht abgebrochen. Subjekt ist also diese Beziehung, die Tätigkeit ›Beziehen‹, von der eine Intensität ausgeht: Hier ist weniger ein Tun zentral, sondern das adverbiale Bestimmtheit dessen, was dieses Beziehen in seiner Intensität ist. Es bestimmt die Lebensführung zum Teil äußerst stark, positiv wie negativ. Deswegen geht es in der Seelsorge um die Transformation dieser Intensität. Dieser Punkt scheint für die Präsenz äußerst wichtig: Auch Tote sind in Bindungsdynamiken eingebunden, innerhalb derer sie unterschiedlich vermeint und gefühlt werden und die zugleich an z.B. räumliche Arrangements und Atmosphären gebunden sind. Auch hier ist der Unterschied zu lebenden Personen graduell: Es liegt nicht statisch fest, was mir meine lebende Frau und was mir meine tote Mutter ist – zumindest in sich als aufgeklärt und modern deklamierenden Gesellschaften. Die Beziehung verändert sich laufend und kennt unterschiedliche Grade der Intensität. So konfiguriert sich beispielsweise an einem biografischen Wendepunkt die Präsenz einer verstorbenen Person in neuer Weise, weil z.B. *etwas* von früher mit erdrückender Macht *hochkommt*.

Noch differenzierter geht *Maximilian Bühler* vor. Hier ist es der Mediengebrauch, also das Prozessverhältnis zwischen Medium und interagierenden Personen, durch die neue Präsenzgestalten hervortreten können. ›Ausgehen‹ ist für *Bühler* ein ›Hervortreten‹. Anhand medialer Vergegenwärtigungspraktiken kommt es zu Supplementierungen der verstorbenen Person – das heißt wohl zu so etwas wie Ersatzformen für die Person. Präziser gesagt: Ersatzformen in ihrer Materialität sind der Modus, wie die verstorbene Person die jeweilige Gegenwart mit-bestimmt. Diese sind notwendig an Vergegenwärtigungspraktiken geknüpft, treten daraus aber als Präsenzgestalt hervor – man könnte vielleicht von emergieren sprechen. Damit ist eine Prozessperspektive anvisiert, die den Akzent auf die vollziehenden Praktiken legt – was die Präsenzgestalten selbst sind, ist auf die Erfahrungsschilderungen der Überlebenden angewiesen.

Der Beitrag von *Anna Katharina Höpflinger* geht ebenfalls von Interaktionen aus. An Interaktionen mit Toten zeigt sich, dass und wie eine Weiterexistenz von Toten in Lebenskontexten präsent ist und zwar in symbolischen Ausformungen. ›Ausgehen‹ ist ein symbolisches ›Ausformen‹. Dabei spielen mediale Materialien (Knochen oder Bildmaterial) als notwendige symbolische Repräsentanten der Toten eine zentrale Rolle. Wichtiger aber noch ist ihre Einbindung in kultische Praktiken (Kerzen anzünden, Sarg mit Symbolen bemalen und beerdigen, Paradies-Bildwelten eines Musikclips) – auch hier scheint die Materialität der genutzten Gegenstände für die Präsenz zentral zu sein. Klingt symbolisches Ausformen zunächst nach einem deutungstheoretischen Modell, so ist die Pointe hier eine ganz andere: Es sind sozio-religiöse bzw. kultische Praktiken, die symbolisch ausformen. Die soziale Präsenz der Toten entspringt also nicht der Willkür, sondern dem Gebrauch institutional-

sierter Kultpraktiken, als deren Referenz die Toten ›aktiv‹ in das Leben ›eingreifen‹ und die Praktiken selbst ›mit- und umformen‹ – z.B. der zu respektierende Wille der Trägerperson eines Skeletts. Leider bricht der Artikel mit der Nennung dieser zwei Tätigkeiten des ›Eingreifens‹ und ›Umformens‹ ab.

Festzuhalten ist, dass es neben den Medien in ihrer Materialität auch kultische Formen des In-Gebrauch-Nehmens der Medien in erweiterten materiellen Kontexten braucht, damit die Toten sozial wirksam sind. Entscheidend ist bei Höpffinger, dass die Eigenbedeutsamkeit der Toten notwendig für diese kultischen Praktiken ist. Sozio-religiöse Praxis formt dasjenige symbolisch aus, was sie selbst bestimmt. An dieser Stelle vereindeutige ich den Artikel von Höpffinger, der diese Bestimmtheit des Ausformens nur andeutet und nicht ausführt. Aber m.E. macht das diesen Artikel so reizvoll. Es liegt eine systematische Verstehens-Konstellation vor, in der – durch die zweifache materielle Vermittlung durch Medien und soziale Kultpraktiken – die Verstorbenen wie eine an der sozialen Wirklichkeit teilnehmende Person wahr-genommen und behandelt werden; ohne vorgehende Deutungs--, Zuschreibungs--, Bewertungs- oder Performanzaktivitäten. Es ist der wissenschaftliche Zugriff, der sie als solche sieht, aber eben nicht die Praxis selbst.

Subjekt des ›Ausgehens‹, hier des ›Ausformens‹, das Kult-Praktiken ›bestimmt‹, ist dabei nicht das Medium, sondern *etwas: etwas* geht von den Dingen aus, *etwas* geht vom Leichnam aus, *etwas* geht von den Geschichten aus. Genau genommen geht es bei der Präsenz der Toten um dieses *etwas*. Es ist nur im Verhalten der (Über--)Lebenden präsent. Es ist nur eben als die Art und Weise des materiellen Umgangs mit den Medien da. Oder genauer noch: Sozio-religiöse Kultpraktiken sind die Form, in denen dieses *etwas* da ist, weil in ihnen mit ihm umgegangen wird. Insofern handelt es sich um keine Materialität und keinen unabhängigen Gegenstand, sondern um ein Sinngebilde.⁴ Dieses Sinngebilde ist nichts als die *Eigenbedeutsamkeit* der verstorbenen Person: Nichts als die Intensität einer Beziehung beim Blick auf ein Foto, nichts als die er-greifende Wirkung einer erzählten Erinnerung, nichts als eine gespürte Nähe durch die Taktilität eines Steines, die den Fokus der Aufmerksamkeit mit-bestimmt, nichts als ein Verpflichtungscharakter eines Schul-Skeletts, nichts als eine gefühlte Schuld, die die Erinnerung gefangen hält etc. Diese *Eigenbedeutsamkeit* ist Subjekt des Ausgehens und Bestimmens, aber eben nur vermittelt durch materielle Medien in ihrer aktiven Aneignung durch kultischen Gebrauch. Sie liegt

4 Josef König hat in seiner modalen Ausdruckslogik die Unterscheidung zwischen *nichts anderes als* und *nichts als* geprägt: »Das Sein [Der Modus einer Situation] ist *nichts als* [Herv. A.D.] die Ursache des Denkenden, d.h. es ist nicht noch etwas außer dem, daß es dies ist. [...] Das Sein ist daher nur als erlebtes Sein Sein.« König, Josef: Sein und Denken. Studien im Grenzgebiet der Logik, Ontologie und Sprachphilosophie, Halle: Max Niemeyer 1937, S. 41. Das Denkende ist an dieser Stelle nicht das denkende Subjekt, sondern ein implizites, intrinsisches Vermeinen, z.B. im Gefühl.

nicht einfach so vor. Die Substanz der sozialen Präsenz von Toten ist dann das *So-Bestimmtheit* bestimmter personaler, nämlich kultischer Praktiken und zwar so-bestimmt durch die ›eingreifende‹ Eigenbedeutsamkeit der verstorbenen Person/en. Das ›Ausgehen‹ realisiert sich in einem ›Umgehen mit‹ bzw. nochmals anders gesagt: Praktisches Meinen ist die in einem praktischen Vollzug sich reflektierende Meinung und keine explizite Reflexion theoretischen Meinens.

Dabei kommt ein weiterer Bestimmungsfaktor ins Spiel: die Eigen-Bedeutung des Materiellen. Insbesondere die Beiträge von *Ulla Schmidt* und *Manuel Stetter* zeigen das instruktiv: Es sind die spezifischen taktilen Qualitäten eines Steins, das besondere Timbre einer Stimme, die Gestaltung von Hecken, durch welche eine soziale Präsenz von Toten nicht nur evoziert wird, sondern überhaupt Gestalt bekommt und geformt wird. Jeglicher Kult um präsenzte Verstorbene hat es mit Materiellem zu tun, das in seiner Sinnlichkeit als Träger gefühlten Meinens fungiert bzw. dem in seinem praktischen Gebrauch also »implizite Sinnzuschreibungen« und »affektiveleologische« Motivationen inhärent sind. Nun ist es extrem schwierig, diese vielen Bestimmungsfaktoren in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu konzeptualisieren, ohne dabei einen als zentral auszuzeichnen, z. B. die Innenwelt, die Materialität, die Intentionalität, die gesellschaftliche Normativität etc.

Dass hier ein systematisches Gelenk vorliegt, wird an den verschiedenen theoretischen Konzeptualisierungen deutlich. Am Umgang mit dem Leichnam zeigt *Ekkehard Coenen*, dass dieser in unterschiedlichen Szenen bzw. Kontexten ganz unterschiedlich bewertet wird; je nachdem, wie sich zu ihm positioniert wird und wie über ihn kommuniziert wird. ›Ausgehen‹ hängt damit vom ›Positionieren‹ und ›Kommunizieren‹ derjenigen ab, die mit dem Leichnam umgehen. Der Leichnam, also das Medium selbst, ist wertfrei und wird erst durch das kommunikative Handeln mit Bedeutung versehen bzw. in seinem Wert konstruiert. Das *So-Bestimmtheit* ist also eine Konstruktion des kommunikativen Handelns, das funktional vom Kontext abhängt. An diesem Artikel wird auf der einen Seite sehr gut deutlich: Das Spiel mit sozialen Rollen und ihren Objektivierungsleistungen betrifft auch das Feld der Toten bzw. ist hier besonders virulent, weil der Widerstand der Toten noch stärker vom Kontext als bei lebenden Personen abhängt. Aber es stellt sich auf der anderen Seite doch die Frage, ob die In-Gebrauch-Nahme materieller Medien nicht auch durch die Bedeutsamkeit dessen, von dem es Medium ist, mitbestimmt wird – gerade wenn die Pragmatik des Bestatters im Umgang mit dem Leichnam zu einem Unbehagen des Feldforschers führt. Zugleich ist die Eigen-Bedeutsamkeit des Materiellen zu berücksichtigen, dass z. B. zu einem pragmatischen Umgang nötig. Beide *Eigenbedeutsamkeiten* bleiben der Praxis gegenüber in gewisser Weise widerständig, sodass das ›Bestimmen‹, der Gehalt des praktischen Meinens vielleicht so etwas wie die bedeutungslogische Einheit von dem Eigen-Sinn der verstorbenen Person/en und der Eigen-Sinnlichkeit des Materiellen ist. Zumindest ist mit dieser Konfiguration eine Heuristik gegeben, anhand derer sich die verschiedenen Bedin-

gungs- und Wirkungskonstellationen kontrastieren lassen, mit denen die 'Präsenz', der ›Sinnüberschuss‹, der 'Geist' der Toten theoretisch konzeptualisiert wird.

Schließlich ist als Bestimmungsfaktor die gesellschaftliche, soziale und historische Situation zu berücksichtigen, die als Bedeutungsraum kategorial formatiert, wie die Toten soziale Präsenz und Bedeutsamkeit erlangen können. Das gilt schon für das Feld der Wissenschaft, das die Thematisierung von sozial präsenten Toten nur im Modus einer epistemischen Konstellation zulässt – wie hier in diesem Beitrag, noch dazu doppelt durch materielle Medien und ihre Einbindung in kultische Praktiken vermittelt. Die Eigenbedeutsamkeit der Toten als real fliegende Seelen, bedrängende Todesschatten oder mantisch beschwörbare Geister zu fassen, scheidet hier als diskursrelevanter Gegenstand aus. *Gesa Lindemann* hat eindrücklich in ihrem Beitrag über eine wissenschaftlich redliche reflexive Anthropologie gezeigt, dass die Grenz-Koordinaten der vorausgesetzten Wirklichkeitssicht kritisch in den Forschungsprozess einzuholen sind, weil sie nicht unbefangen sind. So bemerke ich selbst ein Unbehagen, die Eigenbedeutsamkeit der Toten an einen *ausgehenden jemand* zu binden. Lieber spreche ich unverfänglicher von einem *ausgehenden etwas*. Es wird aber auch an den Beiträgen der Tagung deutlich, eben zu erwähnen, dass die Toten auch wirklich tot sind und dass es Medien und ihr Gebrauch sind, durch die sie (wie auch immer) präsent sind. Im Feld der Esoterik mag das ganz anders sein. Im Feld der Wirtschaft mögen Kult-Orte oder Personen, die sich selbst als Medium für Tote zur Verfügung stellen und damit ihren Lebensunterhalt verdienen, durchaus interessant sein.

Nun werden im Tagungsband verschiedene gesellschaftliche Formatierungen aufgerufen, in denen die soziale Präsenz der Toten gestaltet wird u.a. in den Beiträgen von *Gabriela Rauber* und *Eva Ammann* zur normativen Leitvorstellung vom »guten Sterben«, aber auch von *Heidi Helmhold*. Sie beschreibt mit historischer Tiefenschärfe verschiedene Formen der Leichenwerdung als interaktionale Aufladung der Beziehung zu den Verstorbenen durch emotionale Valenzen anhand vestimärer Praktiken – und zwar mit Blick auf ihre visuelle, taktile und olfaktorische Dimensionen. ›Ausgehen‹ und ›Umgehen‹ ist hier ein affektives ›Codieren‹ von Materialitäten durch zirkuläres, sich verstärkendes ›Bezugnehmen‹. Mit geschichtsspekulativem Fokus bindet *Thomas Macho* die soziale Präsenz von Toten an weltgeschichtliche Sinn-Konstellationen (aus den Koordinaten Immanentismus/Transzendentalismus; Apokalyptik/Naturreligion; Todeshinnahme/Unsterblichkeit; Mythos/Rationalisierung) und deren konkrete Integrationen, wie er es anhand verschiedener literarischer Beispiele zeigt: Auch hier begegnet die Dynamik feiner Sinnspuren, dem Eigen-Sinn materieller und körperlicher Medien und bewussten Umgangs-, Imaginations-, und Integrationspraktiken. Der Versuch *Gregor Etzelmüllers* anhand von verkörperungstheoretischen Obersätzen produktiv an biblische Auferstehungsvorstellungen anzuknüpfen und sie für die gegenwärtige Debatte fruchtbar zu machen, oszilliert m.E. zwischen Glaubens-

reflexion und Glaubensrede. Die entwickelten Kategorien wären als Heuristik für Bestattungspredigten und ihre eschatologischen Kategorien äußerst hilfreich.

Damit lässt sich als Linie der Tagung umreißen, dass die soziale Präsenz der Toten in eine praktische Konstellation eingebunden ist: In Kultpraktiken artikuliert sich ein praktisches Meinen im spezifischen Prozessverhältnis von Eigen-Bedeutsamkeit der Toten und der Materialität situiert in historischen, soziokulturellen Kontexten. Ich spreche von kultischer Praxis als Form der Artikulation und Aneignung von Eigenbedeutsamkeiten. Damit soll der Fokus weiter gefasst werden, als z. B. durch die Rede von Religion und ihren Bezug auf eine Referenz wie das Heilige – das zu grob ist, um die soziale Präsenz der Toten gut zu erfassen. Die Intention ist, vor allem die Breite ganz unterschiedlicher Praxisvollzüge herauszustellen: Erzähl-Kulte genauso wie kultische Gesten. Es sind dabei alle Ebenen sozialer Gemeinschaft zu berücksichtigen: von persönlichen Kulturen (z. B. abendliches Kerze-Anzünden und mit dem Bild des Verstorbenen das Abendbrot einnehmen), über familiäre Kulte (z. B. um Bratkartoffel und Lieblingslieder), über dezidiert religiöse Kulte (z. B. in einem Sargbett bestatten, vgl. den Beitrag von *Helmhold*) bis hin zu bürgergesellschaftlichen Kulturen wie Straßenbenennungen oder Kriegerehrungen.

Nun muss man die einzelnen Positionen nicht streng gegeneinander ausspielen: Es wird Kontexte und Situationen geben, in denen unbewältigte Schuld zur Entwicklung von Weltverhältnissen führt. Es wird Situationen und Kontexte geben, in denen Bilder radikal das Begehren nach dem Imaginären enttäuschen. Aber soll das vermeintlich Pathologische als Maß dienen, die soziale Präsenz der Toten zu skizzieren? Wichtiger ist m. E.: *Es gibt* Praktiken, in denen verstorbene Personen eine lebendige Rolle spielen. *Es gibt* Praktiken, die mit einer vermeinten und gefühlten Präsenz von Toten umgehen. So stellt sich die Frage, ob Wir (im Feld der Wissenschaft) dieses *Es-Geben* als Weise personalen Weltumgangs anerkennen, bzw. präziser gefragt, wie wir es anerkennen. Ob sich die Theoriebildung davon irritieren und befremden lässt oder ob sie es mit vertrauten Schemen ordnet.

3. Weiterführende Provokationen: Personalität als Herausforderung

Im Durchgang durch die Tagung ist mir nochmals deutlich geworden, wie sehr die Frage nach der sozialen Präsenz der Toten geeignet ist, selbstverständliche Vorannahmen von Personalität und Sozialität zu befremden. Dazu möchte ich zum Abschluss Fragen und Provokationen benennen.

(1) Fokussiert man auf die Eigenbedeutsamkeit der verstorbenen Person, dann offenbart sich das *spekulative* Moment aller Theoriebildungen, denn diese Eigenbedeutsamkeit und die soziale Präsenz der Toten lässt sich scheinbar nicht aus den empirischen Daten erheben, sondern zeigt sich im Umgang mit den Daten. Das

dokumentiert sich in der Bandbreite der Beiträge mit ihren jeweiligen ontologischen Hintergrundbestimmungen. Liegt die Eigenbedeutsamkeit in subjektiven Zuschreibungen? In psychischen Projektionen? In einem an Medien klebenden Sinnüberschuss, der sich in den Deutungen von Subjekten oder Kollektiven artikuliert und dann zu entsprechenden Handlungen führt? In Präsenzeffekten, die aus den Inszenierungen von Medien emergieren? In Aufmerksamkeits-Fokussierungen durch medial evozierte Erinnerungen? In Wert-Konstruktionen, die durch den praktischen Gebrauch von Medien hergestellt werden? Oder in der Eigenbedeutsamkeit der Toten und in der Eigenbedeutsamkeit des Materiellen als Ursache des Ausgehens und Bestimmens von Praktiken, die aber aktiv und sinn-schöpferisch durch kultische Praktiken angeeignet werden? Mir scheint in dem Moment der Eigenbedeutsamkeit ein zentraler Brennpunkt der Frage nach der sozialen Präsenz der Toten zu liegen.

(2) Die Frage nach diesem spekulativen Moment ist mit der Frage nach der Bedeutung und der Wirklichkeit von kultischen Praktiken verknüpft. Welche Bedeutung kommt kultischen Praktiken und dem in ihnen Vermeinten in personaler Wirklichkeit zu?

So ist ein Aspekt, nach der Wirklichkeit und Wirksamkeit des Imaginären in personalen Praktiken zu fragen. Ist es etwas, was die Wirklichkeit durch Projektionen und Idealisierungen verzerrt, zu Enttäuschungen führt und aufgeklärt werden muss? Leben wir also in zwei Welten, in einer perspektivisch-subjektiven und in einer realen-empirischen Wirklichkeit? Oder gehört das Imaginäre als spezifischer Modus zu personalen Wirklichkeitsverhältnissen? Wie verhält es sich denn bei anderen imaginären Kult-Gegenständen wie z.B. Einhörnern? Ihre Präsenz im Wald zu suchen, bleibt vermutlich ein vergeblicher Versuch.⁵ Sie leben in materiellen Medien (im Märchen, in Erzählungen, als Spielzeug und auf Schulranzen) und vor allem in deren In-Gebrauch-Nahme durch Weitererzählen, Spielen, Ausmalen: Sie sind kein Hirngespinnst einzelner. Und andersherum gefragt: Gibt es die ›reale-empirische‹ Wirklichkeit denn unabhängig von interpersonalen und zugleich distanzierenden Verständigungsverfahren, wie z.B. durch wissenschaftliche Methodik oder durch Alltagsverständigungen?

Ein weiterer Aspekt liegt darin, nach den Konstruktionsleistungen kultischer Praktiken zu fragen. Sind sie etwas, was die wertfreie Materialität mit eingespielten Normregimes auflädt und daraus folgend personale Gefühle und Meinungen generiert? Aber woher kommen die Wertungen? Steht nicht auch hier eine Zwei-Welten-theorie im Hintergrund? Die wertfreie materielle Welt ist dabei aber unerreichbar

5 Das Beispiel entnehme ich Schürmann, Volker: Präsentisches Verstehen. Einführung in die philosophische Hermeneutik, Hamburg: Meiner 2024, S. 277.

jenseitig gesetzt, weil personale Bedeutungen sie immer schon (ideologisch) überschrieben haben. Zugleich lebt darin das große emanzipatorische Versprechen eines Werdens zum Subjekt – und das macht ihren Reiz aus –, die Praktiken kritisch gestalten zu können, sich also z.B. nicht der Eigenbedeutsamkeit der Toten beugen zu müssen oder dem Pragmatismus von Bestattern im Umgang mit Leichnamen. Durch Veränderung lässt sich ein anderer Kult und damit auch andere Gefühle und Meinungen etablieren.

Oder sind die Konstruktionsleistungen bedingt durch den Eigen-Sinn, z.B. der verstorbenen Personen, durch ihre Beziehungs-Intensität und durch die Eigen-Sinnlichkeit ihrer Materialitäten? Das lebt freilich von einem großen Vertrauen in die grundsätzliche Bezogenheit kultischer Ausdrucksformen auf die darin vermeinten bzw. gefühlten Referenzen. Insofern wäre aber diese sich durch mediale Gebrauchnahme im Fühlen und Meinen artikulierende Eigenbedeutsamkeit die Weise, wie Wirklichkeit an personalen Praktiken mitwirkt und zugleich durch sie gestaltet wird.

Die Frage nach der sozialen Präsenz der Toten markiert insofern explizit das Problem, welchen Stellenwert wissenschaftlicher Theoriebildung Religion, dem Imaginären, dem Materiellen und Eigen-Bedeutsamkeiten zuerkennt.

(3) Worin besteht nun weiterführend die Sozialität der sozialen Präsenz? Auf der einen Seite wird markiert, dass es sich um para-soziale Beziehungen handelt. Auf der anderen Seite ist sie in soziale Praxiskonkomplexe eingebunden, die in unterschiedlicher Weise formatieren, was denn kultische Praktiken sind und wie sie zu gestalten sind. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass in unterschiedlichen Feldern die Toten je anders in Praxiskonstellationen eingebunden sind: Vor dem Forum der Gesamtgesellschaft ist anderes tu-bar in Bezug auf Tote als auf familiärer Ebene oder in anderen Gemeinschaften im sozialen Nahbereich oder im persönlichen Kult. Auch hier stellt sich die Frage: Welches Wirklichkeitsgewicht haben spezifische Feldlogiken und Kollektivlogiken in ihrer Pluralität? Diese Frage führt mitten hinein in das Handgemenge um das richtige Wirklichkeitsverständnis.

Insbesondere auf der persönlichen Ebene stellt sich die Frage nach der Sozialität virulent. Denn was heißt es, para-soziale Beziehungen zu unterhalten? Gibt es hier keine Feed-Back-Schleifen? Nun kenne ich kein nach-kantisches Konzept, das Subjektivität oder Individualität nicht als irgendwie geartetes Prozess-Verhältnis von mindestens Ich und Ich (Selbst, Me, Seele, Ipse, Es/Über-Ich etc.) modelliert.⁶

6 In seiner Kritik der reinen Vernunft kennt Immanuel Kant immerhin drei verschiedene Ichs: 1) Das Ich der transzendentalen Apperzeption, 2) das empirische Ich als konkrete Erscheinung des 3) Ichs an sich als dem notwendigem Grenzbegriff von Selbsterkenntnis. Vgl. Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft, hg. von Jens Timmermann, Hamburg: Meiner 1998, A

Strittig ist, inwiefern es sich dabei aber um eine soziale Interaktion, um ein »individuiertes Wir«⁷ handelt, das in sich gar Feed-Back-Schleifen enthält (z. B. Scham, schlechtes Gewissen, Neid, Ehre)? Helmuth Plessner hat in seiner Theorie exzentrischer Positionalität eindeutig plädiert: »Zwischen mir und mir, mir und ihm liegt diese Sphäre des Geistes [die Sphäre der Mitwelt].«⁸ Insofern gäbe es im einseitigen Agieren mit Verstorbenen durchaus Feed-Back-Schleifen, die aber im individuierten Wir zu suchen sind und zwar vermittelt durch den Bezug auf die Sinnlichkeit und Materialität der Medien. Sie sind – und da gebe ich Roth recht – besonders prekär, weil sie erheblich irritabel sind⁹ oder andere soziale Beziehungen massiv stören können.¹⁰

Diese Verflechtungen zwischen para-sozialen und anderen sozialen Beziehungen, zwischen Aufmerksamkeitsfokus und sozialer Präsenz luzide auszuarbeiten, ist ein Forschungsproblem, das durch die Tagung an die wissenschaftliche Öffentlichkeit unbedingt weitergegeben werden sollte.

(4) Verbunden mit der Frage nach der Sozialität stellt sich die Frage nach den sozialen Rollen, in denen Personen interagieren: Scheinbar können Tote bzw. die Intensität einer Beziehung weiterhin eine lebendige Rolle im Leben von Hinterbliebenen spielen. Sie bleiben enaktiert in Praktiken durch emotional aufgeladene Verhaltenserwartungen und Verpflichtungscharaktere. Nun ist das nichts Exklusives, was nur den Toten zukommt, auch ein Beziehungsverlust in seiner Bedeutsamkeit mag ähnlich intensive Verhaltensnormierungen hervorbringen. Aber überhaupt leben solche Verpflichtungscharaktere in den feinen sozialen Hierarchisierungen und Autorisierungen des alltäglichen Zusammenlebens und seiner Umgangsordnungen bzw. Benehmens-Kulte, wie sie Erving Goffman so luzide in seinen Detailstudien zu Gesten der Ehrerbietung ausgearbeitet hat.¹¹ Hier kommt eine weitere Verflechtung zum Vorschein: zwischen Verpflichtungscharakteren im sozialen Zusammenleben und Kult-Praktiken, in denen sie enaktiert sind. Sie wirken über den Tod hinaus weiter oder werden dort nochmals anders wahrgenommen. Dabei ist es der sinnliche Umgang mit Materialitäten, in dem sich diese normativ aufgeladenen Beziehungs-

345f/B 404. Vgl. Barth, Ulrich: Selbstbewusstsein und Seele, in: ZThK 101 (2004), S. 198–217, hier S. 202ff.

7 <https://medialemoderne.wordpress.com/volker-schuermann/vom-08.02.2025>.

8 Plessner, Helmuth: Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie (Gesammelte Schriften IV), Frankfurt a.M.: Suhrkamp² 2016, S. 376f.

9 Eindrücklich die Reflexion einer Interviewpartnerin bei Bühler, doch gerade mit dem Bild gesprochen zu haben.

10 Wie die Reflexionen bei Meitzler und Benkel über KI-generierte Biogramme zeigen.

11 Vgl. Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in der direkten Kommunikation, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002.

verhältnisse realisieren: durch das Fühlen von Steinen, durch das Einbeziehen von Bildern beim Abendbrot, durch das weitergehende Chatten.

Coenen zeigt nun eindrücklich, dass die Verpflichtungscharaktere im Umgang mit Leichnamen von ihrer jeweiligen Situierung abhängen: menschliche Körper werden einmal als Ding und einmal personal behandelt – eben je nach Kontext und Rolle. *Roth* zeigt das im Umgang mit Bildern. Ihre Positionierung und damit ihre Situierung im Alltagskontext ändert sich im Laufe der Zeit, bis sie dann beispielsweise im Mülleimer landen. Die soziale Präsenz der Toten ist damit von ihrem Umgang wesentlich abhängig: Sie spielen ihre Rolle nur in der Praxis der Überlebenden und die wiederum ist auch bestimmt von zu entsorgenden, verwesenden Leichnamen, verblassenden Erinnerungen, von Alltagsnötigungen, aber auch von sich verändernden Lebensumständen. Damit möchte ich eine letzte Verflechtung benennen: Zwischen Formen der Verpflichtung und Entpflichtung, der Gradierung und der Degradierung, des Personalisierens und des Verdinglichens in seiner zeitlichen Ausdehnung, zwischen Farbe-Haben, Verblassen und vielleicht wieder Farbe-Bekommens.

Die soziale Präsenz der Toten ist praktisch. Sie ist Teil eines Meinens und Fühlens und Teil von Verhaltensweisen und ihrem Bezug auf Materialitäten, die sich in der Zeit entwickeln und angewiesen sind auf angemessene Kulte.